

Begreifen – das Greifen nach der Wirklichkeit

Angeboren ist es uns jedenfalls nicht, erst nach der Analyse einer Situation aktiv zu werden. Im Gegenteil, am Beginn eines jeden menschlichen Lebens steht nicht das Lernen durch theoretische Wissensvermittlung, sondern das aktive Erkunden der Umgebung.

Martin Heidegger hat in »Sein und Zeit« den Begriff »Zuhandenes« im Gegensatz zum »Vorhandenen« verwendet, um deutlich zu machen, dass uns die Wirklichkeit vor allem begegnet, in dem wir sie verwenden, indem sie uns »zur Hand« ist.

Das Wort »begreifen« sagt eigentlich noch sehr bildhaft, wie der kleine Mensch sich sein erstes Wissen über die Realität verschafft: durch das Anfasen, Betasten, Bewegen all dessen, was erreichbar ist. Das Greifbare ist das Begreifbare und damit das Verstehbare. Verstanden werden zuerst die Ergebnisse der eigenen Aktivität, und die Dinge werden als Gegenstände dieser Aktivität verstanden, wobei hier auch das Wort Gegenstand einmal ganz wörtlich genommen werden muss, denn die meisten Dinge sind eben etwas, was dem Menschen entgegensteht, was seiner Aktivität Widerstand entgegensetzt, was Grenzen setzt. Das beginnt beim Gitter am Kinderbett, bei den Einschränkungen, die der Babystuhl der Bewegungsfreiheit setzt, bei den Wänden und geschlossenen Türen des Raums. Aber auch der Tisch ist so ein Gegenstand, das Kind kann mit der Hand darauf schlagen, der Tisch gibt diesem Schlag nicht nach, er ist ein Gegenstand.

Dass wir Erwachsenen meinen, ein Gegenstand sei ein Ding, das einfach so in der Gegend herumsteht und mit uns zumeist nichts zu tun hat, dass wir zudem meinen, dass wir jeden Gegenstand durch bloßes Anstarren und Theoretisieren begreifen könnten, bevor wir dann aus diesem angeblichen Begreifen heraus eine Entscheidung darüber treffen, ob wir etwas mit dem Gegenstand anfangen können oder nicht, ist überraschend, wenn man eine Weile lang einem Kind dabei zusieht, wie es Gegenstände begreift.

Der Löffel, der vor dem Kind auf dem Tisch liegt, ist ein Krachmach-Ding, er ist zunächst kein Esswerkzeug. Kein Kind würde durch Betrachten des Löffels, durch Analyse seines größeren gewölbten Endes und seines handlich geformten anderen Endes auf die Idee kommen, das Ding sei geeignet, um den Brei vom Teller in den Mund zu transportieren. Aber man kann das Ding greifen und auf den Tisch schlagen – das macht mehr Krach als das Schlagen mit der bloßen Hand und tut nicht weh. Dass dies so ist, überlegt

das Kind sich nicht, es erfährt davon, weil es das tut. Auch ein Löffel, der im Brei steckt, ist kein Ess-Ding, sondern ein Krachmach- und Breispritz-Ding.

In so einem Moment schreiten die Eltern ein. Da sie vernünftig sind, erläutern sie dem Kind, dass sein Tun falsch ist und dass es richtiger ist, den Löffel als Esswerkzeug zu nutzen. Wenn das Kind solchen Argumentationen noch nicht folgen kann, werden die Eltern ihm den Löffel oder den Brei einfach wegnehmen – auch das ist eine eher praktische Aktivität, aus der das Kind vor allem die unmittelbaren Konsequenzen für die Umsetzbarkeit der eigenen Aktivitäten lernt.

Auch wenn wir im Laufe des Lebens das Zuhören und das Lesen lernen und daraus mehr und mehr den Eindruck gewinnen, es wäre gut und richtig, erst eine Erklärung zu verstehen, bevor wir aktiv werden, verlieren wir wohl doch nie ganz die tief verankerte Erkenntnis, dass es am Besten ist, uns unsere Wirklichkeit durch aktives Begreifen zugänglich zu machen. Jedes Mal, wenn ich mir ein neues Mobiltelefon schicken lasse, wenn ich mir eine Kamera oder ein Notebook kaufe, ziehe ich das Ausprobieren dem Studium der Gebrauchsanleitungen vor. Die Hersteller rechnen offenbar mit Leuten wie mir, denn sie konzentrieren sich immer mehr auf die Gestaltung nicht ignorierbarer Kurzanleitungen, die so platziert werden, dass ich sie möglichst zur Kenntnis nehmen muss, bevor ich an das Gerät überhaupt herankomme – so wollen sie vermeiden, dass ich mit meinem Spieltrieb irgendwas von dem feinen, filigranen und sensiblen Gerät kaputt mache, bevor ich es überhaupt benutzen kann.

In den ersten 20 oder 25 Jahren unseres Lebens lernen wir mühsam, dass wir uns die realen Dinge und Zusammenhänge erklären lassen sollen und dass wir diese Erklärungen verstanden haben müssen, bevor wir aktiv werden, aber das aktive Begreifen der Wirklichkeit, das im sogenannten Spieltrieb sichtbar wird, verlernen wir doch nie ganz.

Begreifendes Verstehen ist die Alternative zum theoretischen Verstehen von Erklärungen.

Mit dem Begreifen verstehe ich meine Welt, mit dem theoretischen Verstehen habe ich zunächst einmal nur eine Erklärung verstanden, aber noch nicht das Stück Realität, auf das sich die Erklärung bezieht, und ob ich damit auch aktiv etwas anfangen kann, hängt dann noch davon ab, ob die Erklärung zu dem passt, was ich in meiner Aktivität beabsichtige. Eine Bedienungsanleitung für eine Kamera kann erklären, welche Funktion die einzelnen Knöpfe haben und was die Symbole auf dem Display bedeuten. So kann ich z.B. erfahren, dass ich mit einer bestimmten Schalterstellung auf die manuelle Ein-

stellung der Belichtungszeit umstellen kann. Aber welchen Einfluss hat das auf die Wirkung des Fotos? So etwas kann ich der Bedienungsanleitung kaum entnehmen. Natürlich gibt es auch dafür Bücher, aber richtig begreifen werde ich die Wirkung verschiedener Belichtungszeiten erst, wenn ich sie ausprobiert habe, nicht nur einmal, sondern immer wieder, so wie das kleine Kind immer wieder die verschiedensten Erfahrungen mit dem Löffel, dem Tisch und dem Brei macht.

Dass in dem Wort »begreifen« nicht nur der Verweis auf das aktive Greifen nach etwas, das Anfassen und das Abtasten steckt, sondern natürlich auch die Verwandtschaft mit »Begriff« zeigt, dass auch der Begriff, den wir für ein Ding in unseren Überlegungen und in unserem Nachdenken einsetzen, eigentlich seinen Ursprung in der aktiven Beschäftigung mit der Realität hat. Ein Begriff, das ist ein Greifen des Geistes nach der Wirklichkeit, im Begriff findet der Griff des Verstandes nach der Realität statt. Ich mache mir einen Begriff von etwas, das heißt eigentlich, ich mache mir die Wirklichkeit begreifbar, sozusagen handlich, handhabbar – sodass ich sie in der Hand haben kann. Deshalb habe ich die Realität aber noch nicht im Kopf, ich habe sie in der *Hand*, um zu *handeln*.

Aus Wildnis wird Natur

Was aber ist eigentlich diese Wirklichkeit, in der ich aktiv bin und die ich durch meine Aktivität verändere? Denn so, wie das kleine Kind mit dem Löffel und dem Brei Flecken an der Wand hinterlässt, die vielleicht noch sichtbar sind, wenn es längst zur Schule geht, so hinterlässt auch meine Aktivität mit der Kamera Spuren in der Wirklichkeit. Nichts, was wir tun, bleibt spurlos. Ich hatte im ersten Kapitel schon einmal gezeigt, wie Begriffe ein Netz bilden, in dem ein Begriff den anderen hält und verständlich macht, als es um Glauben, Wissen und Überzeugung ging. Ein solches Netz wird auch von den Begriffen Natur und Kultur gebildet, um die herum sich die Begriffe Wildnis und Kunst (oder Künstlichkeit) lagern, die aber auch mit den Begriffen Realität, Welt und Wirklichkeit verbunden sind. Wenn wir den Verbindungen zwischen diesen Begriffen folgen, wenn wir das Gewebe untersuchen, das durch die Bedeutungsübergänge gebildet wird, dann gewinnen wir vielleicht einen Eindruck von dem Medium, in dem sich unser Tun bewegt – und vielleicht können wir uns von diesem Grund aus der Frage nähern, wie viel Wissen zum Handeln nötig ist und wann Wissen oder Zweifel zum ohnmächtigen Verzweifeln führen können.

Das Wort »Natur« verwenden wir gern zusammen mit dem Attribut »unberührt«. Die »unberührte Natur« macht Eindruck auf uns, sie ist das Ziel unserer Sehnsüchte, dort wollen wir uns erholen, vom Alltag in der künstlichen, kulturell überformten Welt entspannen. »Unberührt« bedeutet, dass kein Mensch dort je eine Spur hinterlassen hat, dass nichts von der Aktivität eines Menschen zeugt. Unberührt ist eigentlich nur die Wildnis, aber zwischen der unberührten Natur und der Wildnis gibt es einen großen Unterschied: Die Wildnis macht Angst, sie ist für die meisten von uns kein Ziel einer Sehnsucht. Das Wort »unberührt« als Attribut von Natur sagt ja nicht nur, dass da noch kein Mensch eine Spur hinterlassen hat, es sagt gleichzeitig auch, dass die Natur sensibel und angreifbar ist, dass sie durch zu hartes Anfassen zerstört werden könnte. »Berühren« – das ist die vorsichtige Form der Begegnung, »anfassen«, »angreifen« – das sind die Formen der gewaltsamen menschlichen Aneignung, die immer Spuren hinterlassen. Der unberührten Natur droht Gefahr vom Menschen, in der Wildnis droht dem Menschen die Gefahr.

In Wirklichkeit ist keine »unberührte Natur«, die uns von den Webseiten der Reiseanbieter entgegenleuchtet, wirklich »unberührt« – im Gegenteil, sie ist längst in meine Welt hineingeholt, sie ist eben durch ihre Auswahl als mögliches Ziel meiner Sehnsucht der Wildnis entrissen. Sie wurde daraufhin geprüft, ob sie mir gefährlich werden könnte, und damit ist sie keine Wildnis mehr. Mit Blick auf meine Aktivitäten und die Möglichkeiten meines Tuns können wir wohl, ohne uns vom alltäglichen Sprachgebrauch zu weit zu entfernen, von *Wildnis* sprechen, wenn die Realität, in der ich mich bewege, unberechenbar und stärker ist als ich, sodass ich mich Gefahren aussetze, die mir unbekannt sind. Das Unbekannte dieser Gefahr kommt aus der Unüberschaubarkeit der Wildnis, und damit wird sie überhaupt *wild*. Einer Gefahr würde ich mich ja auch aussetzen, wenn ich die Bahngleise einer ICE-Strecke entlanglaufe, aber diese Gefahr ist mir bekannt, wenn ich durch einen Urwald laufe oder im Gebirge weitab von Wanderwegen unterwegs bin, sind mir die Gefahren, denen ich mich aussetze, jedoch nicht bekannt, auch wenn ich ahne, dass da unbekannte Gefahren zu erwarten sind. Und selbst wenn ich meinen Garten zehn Jahre lang »verwildern« lasse, kann ich hier mitten in Europa von einer Wildnis sprechen, denn auch wenn ich mich nicht in Todesgefahr begeben, wenn ich mich nach dieser Zeit wieder zwischen die Sträucher und Kräuter wage, so weiß ich doch nicht, ob überhaupt und welche Gefahren und Überraschungen mich erwarten.

Wildnis hat etwas mit völliger Regellosigkeit, mit völliger Abwesenheit von Ordnung zu tun. Hier wuchern der Zufall und das Chaos. Das, was wir gewöhnlich als *Natur* bezeichnen, sieht anders aus. Im idealen Fall ist es eine

Wildnis, die begehbar ist. Die farbige Markierung auf Felsen in den Bergen, die die Richtung und die ungefährlichste Route zur nächsten Hütte weist, macht aus der Wildnis Natur.

*Natur ist das, was herauskommt, wenn die Wildnis zugänglich,
beobachtbar, verständlich gemacht worden ist.*

In der Wildnis sind die Sträucher und Kräuter nicht auseinanderzuhalten, geschweige denn, dass sie einzeln erkennbar und benennbar wären – in der Natur stehen Hinweistafeln, die uns erklären, was da wächst und gedeiht. Natur ist gezähmte Wildnis, sie ist durch menschliche Aktivität schon für menschliche Aktivität erschlossen. Deshalb sind in der Natur auch Überraschungen selten – alles, was in der Wildnis überraschend wäre, ist in der Natur schon klassifiziert, angekündigt und ausgemaldert.

Die Natur der Dinge

Es ist in diesem Zusammenhang erstaunlich, dass wir den Begriff »Natur« auch in einem – wie es wenigstens zunächst scheint – anderen Sinne verwenden, nämlich mehr oder weniger synonym für *Wesen*. Wir sprechen auch von der »Natur des Menschen« oder sagen, jemand hätte eine »spontane Natur« und meinen damit, dass es irgendwie zentrale, besonders wichtige Charaktereigenschaften gäbe, die den Menschen allgemein oder diesen Menschen speziell auszeichnen, die eben sein Wesen ausmachen. Die Naturwissenschaften wollen der »Natur der Dinge« auf den Grund gehen, wollen etwas über die wahre Natur ihrer Forschungsobjekte erfahren. Es ist hilfreich zu betrachten, wie die Naturwissenschaften dabei vorgehen. Wo finden sie die Natur dieser Objekte? Die Zeit der bloßen Beobachtung der Wildnis ist lange vorbei, der typische Arbeitsort des Naturwissenschaftlers ist weder die Wildnis noch die Natur, sondern das Labor. Im Labor wird die Realität so eingerichtet, dass man die Dinge – wie man sagt – ungestört beobachten kann. Dazu müssen die Forscher Entscheidungen treffen, sie müssen festlegen, was stört und was zum eigentlichen Untersuchungsobjekt dazugehört. Das tun nicht nur die Wissenschaftler, die ihre Untersuchungsobjekte ins Labor hineinholen, im Prinzip verfahren selbst die Astrophysiker, die mit Teleskopen verschiedenster Art ferne Sternsysteme erforschen, genauso: Sie konzentrieren sich auf bestimmte Spektralbereiche und filtern andere aus. Auf die meisten Informationen, die sie aus der Richtung eines Sterns erhalten, verzichten sie, und natürlich versuchen sie, ihre Teleskope möglichst hoch in der Atmosphäre oder sogar weit ab

von der Erde in Satelliten zu platzieren, um alles irdische, was stören könnte, auszuschalten.

Das alles ist uns selbstverständlich und es ist uns sonnenklar, dass man nur so zu Erkenntnissen über die wahre Natur des Objekts kommen kann. Die Wildnis wird durch unseren aktiven Eingriff überschaubar gemacht, die Gewebe werden zerteilt und geordnet, um die Natur der realen Dinge zu erkennen – genauer gesagt, um aus der Wildnis der Realität eine Natur zu bauen, die erkennbar ist. Natur ist eben auch hier, genauso wie bei der Freizeitgestaltung am Meer und bei der Wanderung in den Bergen, nicht die ursprüngliche Wildnis, sondern die eingerichtete, für das menschliche Wirken vorbereitete Wirklichkeit.

Realität, Wirklichkeit und Welt

An dieser Stelle ist es sinnvoll, unser Begriffs-Netzwerk ein wenig zu erweitern und die Benutzung dreier Begriffe, die oft synonym oder austauschbar gebraucht werden, auseinanderzuhalten. Ich spreche hier oft von Realität, manchmal von Welt – und immer wieder kommt die Wirklichkeit dazu. Natürlich können wir sagen, dass diese Wörter im Alltag oft die gleiche Bedeutung haben und dass wir sie ruhig, um den Text etwas abwechslungsreicher zu machen, abwechselnd mit dem gleichen Sinn verwenden können. Wir können sie aber auch benutzen, um mit ihren feinen Bedeutungsunterschieden und dem, was in ihrem Wortstamm mit anklingt, etwas auseinanderzuhalten und zu differenzieren, was eben nicht identisch ist, sondern feine Differenzen hat. In diesem Sinne verwende ich das Wort Realität für all das, was *ist*, was es *gibt*. Ich bin davon überzeugt, dass es diese Realität gibt und dass sie ungeheuer vielfältig ist – ebenso bin ich aber auch davon überzeugt, dass ich über diese Realität keine Gewissheiten habe, ja, ich bin sogar der Meinung, dass nichts, was ich über die Realität sagen könnte, den Anspruch haben kann, wahr zu sein – außer dem einfachen Satz, dass es sie gibt.

Anders ist es mit meiner Welt, über die kann ich eine Menge sagen, und ich kann auch sagen, dass ich einiges von ihr weiß. Ich schreibe diesen Text hier auf einem Notebook, auf dem ein Textverarbeitungsprogramm installiert ist, der Text steht vor mir auf dem Display, dort, wo ich schreibe, blinkt der Cursor. Text, Notebook, Textverarbeitungsprogramm, Display und Cursor sind Bestandteile meiner Welt, und vermutlich auch der Welt der Frau neben mir, die ebenfalls Bestandteil meiner Welt ist, wie ich Teil ihrer Welt bin. Genau genommen teilen wir unsere Welten miteinander, die gemeinsame Welt entsteht als eine Überlagerung dieser individuellen Welt-Netze, die sich gegen-

seitig stabilisieren – und letztlich ist das aus gemeinsamen Begriffen gebildete gemeinschaftliche Welt-Netz die Voraussetzung dafür, dass ich ein stabiles Begriffsnetz besitze, das ich »meine Welt« nennen kann. Zwischen uns entsteht eine Welt, auf die wir jeweils aus verschiedenen Sichten schauen, genauer, in die wir jeweils individuell eingeknüpft sind, und meine individuelle Einbindung bezeichne ich als *meine Welt*. Wir haben im ersten Kapitel ein paar Gedanken darauf verwendet, wie eine Welt entsteht, das muss jetzt nicht wiederholt werden. Wichtig ist hier, dass meine Welt so etwas wie mein Bild von der Realität ist oder der Aspekt der Realität, auf den mein Handeln, meine ganze Aktivität, meine Entscheidungen zum Tun sich gründen. Sie ist das Netz, das ich über die Realität werfe, um handeln zu können, sie ist mein Verständnis der Realität.

Als Wirklichkeit möchte ich das bezeichnen, worauf meine Aktivitäten wirken, worauf sie Auswirkungen haben, und auch das, was auf mich wirkt. Bei meiner Welt kann man lange darüber streiten, ob sie Teil der Realität ist oder nur in meinem Geist existiert – das ist eine philosophische Spitzfindigkeit. Die Wirklichkeit hingegen ist Teil der Realität, denn es ist die Realität selbst, die meinem Wirken Widerstand bietet, die ihr Gegenstand ist.

Wenn wir die Begriffe so verwenden, dann können wir vielleicht schon sagen, dass das Dilemma des Menschen ist, dass seine Welt und seine Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Wenn ich mir überlege, was ich tun will, dann denke ich über meine Welt nach, aber mein Tun wirkt auf die Wirklichkeit, die weit mehr und meistens anders ist, als ich es mir in meiner Welt vorstellen kann. Ich nehme mein Smartphone zur Hand, um ein Zitat im Internet zu recherchieren – in meiner Welt geht so etwas –, aber in der Wirklichkeit habe ich vielleicht gerade keinen Netzempfang.

Natur ist der Versuch, Welt und Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen und zwar möglichst so, dass ich die Gewaltbarkeit dieses Eingriffs ignorieren kann, dass ich mir einbilden kann, ein Stück pure Realität zu erleben, die überschaubar, verständlich und möglichst ohne Überraschungen ist, welche mich an der Harmonie zwischen Welt und Wirklichkeit zweifeln lassen würden.

Die Sehnsucht nach der Natur ist nichts anderes als der Wunsch nach Erholung von den vielen Stolperfallen, die mir die Wirklichkeit bereitet und auf die mich meine Welt nicht vorbereitet hat.

Genau diese Natur erforscht der Naturwissenschaftler. Nun wird man einwenden können, dass diese Forscher doch gerade auf der Suche nach Über-

schungen sind. Man kann darüber sicherlich verschiedener Meinung sein, man kann durchaus auch die Meinung vertreten, dass die Wissenschaftler zumeist gerade nicht auf der Suche nach Überraschungen sind, sondern auf der Suche nach Bestätigung ihrer Weltbilder, die sie sich zuvor gemacht haben und für die sie die Natur so einrichten, dass die Dinge, die es in ihrer Welt gibt, sich in der Wirklichkeit auch bemerkbar machen. Oft wird die Geschichte der modernen Wissenschaften ja so erzählt, dass große Theoretiker Weltbilder entworfen haben, für die die Experimentatoren dann Wirklichkeiten eingerichtet haben, die die Richtigkeit der Weltbilder zu bestätigen hatten. Es gibt aber auch sehr schöne Geschichten von Überraschungsjägern unter den Forschern, und es gibt auch Fälle, in denen die Forscher von der Wirklichkeit von einem Weltbild zum nächsten getrieben wurden.

Das alles muss uns hier aber für den Moment gar nicht weiter interessieren – auch wenn wir darauf zurückkommen müssen, wenn wir die Erfolge und die Niederlagen des Handelns unter Anleitung der vernetzten Vernunft verstehen wollen. Wesentlich ist, dass der Naturwissenschaftler, auch wenn er auf der Jagd nach ganz bestimmten erahnten oder errechneten Überraschungen ist, im Experimentieren die meisten und die »wildesten« Überraschungen auszuschließen versucht, er unterscheidet zwischen erwünschten und unerwünschten Überraschungen – ganz genau so, wie wir es immer tun, wenn wir die Natur, aber nicht die Wildnis suchen. In die urtümliche, gänzlich unberechenbare Wildnis wagen wir uns selten hinaus – und mit dem Naturerlebnis wäre es vorbei, wenn es ums Überleben in der Wildnis geht, dann verlässt uns bald schon der Blick für die Schönheit der Natur.

In der Natur soll der ordnende Eingriff des Menschen noch unmerklich sein, und wo man ihn bemerkt, da soll er dazu dienen, die Natur erst ganz zur Geltung zu bringen, erst sichtbar zu machen. Wenn das Wirken des Menschen jedoch unübersehbar wird, wenn die Realität den Regeln des Menschen unterworfen wird, dann wird aus der Natur die Kultur. Der Übergang ist fließend, wenn wir nicht auf das Netz der Begriffe, sondern auf das Gewebe der Wirklichkeit achten. Genau genommen könnten wir auf den Begriff der Natur ganz verzichten und jede Wirklichkeit, in die ein Mensch seine Spuren gezogen und Markierungen gesetzt hat, schon als kultiviert bezeichnen. Aber wir brauchen die Natur als einen Ort der Sehnsucht, an dem wir gerade Abstand gewinnen von unserer Kulturwelt, an der wir »natürlich« sein können, ohne der Wildnis zu begegnen. Wenn wir jederzeit anerkennen müssten, dass auch da, wo wir Natürlichkeit suchen, kulturelle Regeln herrschen, wo sollten wir uns dann von den Zwängen unserer Kulturwelt erholen?

Der begriffliche Unterschied zwischen Natur und Kultur ist, dass die Natur den Bestandteilen der Wirklichkeit die Möglichkeit geben soll, »ihre

Natur« zu zeigen, während ihnen in der Kultur die Regeln der Welt aufgeprägt werden. Die Welt, die die Kultur prägt, ist nicht mehr eine Welt, die von der Realität nur ein Abbild sein will, sie ist eine Welt, die auf Wirken, auf Schaffung von Wirklichkeit ausgerichtet ist. Es gilt nicht mehr, nur so weit in die Realität einzugreifen, dass meine Welt sich an der Wirklichkeit nicht stößt, sondern die Realität so umzuformen, dass eine Wirklichkeit entsteht, die einer Wunsch-Welt entspricht. In der Natur setzt der Mensch vielleicht eine Markierung, die ihm den besten Weg durch die Wildnis zeigt, vielleicht legt er einen Stein zurecht, der auch zufällig so hätte liegen können, reißt einen Strauch aus, der durch Zufall hätte auch woanders wachsen können, und schafft sich so einen Weg, den die Wildnis ganz zufällig auch ohne menschliches Zutun frei gelassen haben könnte. Die Kultur plant eine Straße als optimale Verbindung zwischen zwei Orten und baut sie, sodass die Realität den Plänen und Zielen des Menschen nicht mehr im Wege sei.

Kultur und Technik

Wir können nicht von der Kultur sprechen, ohne von Technik zu sprechen. Beide Begriffe gehören unauflösbar zusammen, sie sind zwei Seiten des gleichen Phänomens. Der Begriff der »Kulturtechnik« weist schon darauf hin, dass alle Kultur aus Techniken besteht und dass andererseits durch Kultur das, was wir Technik nennen, erst möglich wird.

Kultur können wir als den regelmäßigen Eingriff von Menschen in die Realität betrachten, sodass Wirklichkeit entsteht, die mit einer Welt zusammenpasst.

Regelmäßig bedeutet dabei zweierlei, zum einen das Regel-Gemäße dieses Eingriffs, also die Tatsache, dass der Eingriff nach vorbestimmten, vereinbarten Regeln erfolgt, zum anderen den wiederkehrenden Charakter des Eingriffs, der immer von Neuem der eindringenden Wildnis Einhalt gebietet.

Ich möchte das mit ein paar Beispielen erläutern: Meinem Weltbild entsprechend, also in meiner Welt, wachsen alljährlich zu bestimmten Jahreszeiten bestimmte Blumen, an denen ich mich erfreuen kann. Diesem Weltbild entsprechend habe ich vor Jahren Blumenzwiebeln in meinem Garten in die Erde gebracht und verschiedene Stauden angepflanzt. So habe ich Wirklichkeit geschaffen. Es ist klar, dass eine ganz konkrete Bedingung dieser Möglichkeit bereits das Vorhandensein anderer kultureller Regeln und mein Eingebundensein in das Wirken dieser Regeln war, z.B. die Möglichkeit,

Zwiebeln und Stauden sowie Werkzeuge und Dünger beim Gärtner zu erwerben, sowie die Zuchtprogramme der Pflanzenproduzenten, die sicherstellen, dass klar definierte Sorten von Pflanzen, die für meinen Garten geeignet sind, überhaupt existieren. All diese Regeln sind Bestandteil meiner Welt, die bereits mit meiner Wirklichkeit synchronisiert ist, und diese Synchronisation erfolgt über kulturell geprägte Regeln, die ich mehr oder weniger explizit gelernt habe.

Eine schöne Beschreibung des Kulturkampfes im Garten kann man in dem Buch »Die Tage des Gärtners« von Jakob Augstein finden.

Damit nun tatsächlich in meinem Garten das passiert, was ich erwarte, damit also meine Welt und meine Wirklichkeit auch auf den paar Quadratmetern hinter meinem Haus zusammenpassen, ist einiges zu tun, u. a. muss ich, nach Anweisung des Pflanzenlieferanten, jährlich bestimmten Dünger ausbringen, die Pflanzen zu einem bestimmten Zeitpunkt zurückschneiden, die Beete von anderem Gewächs, dem sogenannten Unkraut, freihalten usw. Ich wende also regelmäßig vorgegebene Regeln an, um in der Wirklichkeit das zu erreichen, was mir in meiner Welt vorschwebt: blühende Schneeglöckchen im Januar, Krokusse im März, Tulpen im April, Rosen im Sommer usw. So entsteht hinter meinem Haus ein Kultur-Garten. Jede der Regeln, die ich angewandt habe, war zugleich eine Technik: die Technik des Einkaufens, die Technik des Pflanzens, die Technik der Beetpflege. Nur wenn ich diese Techniken beherrsche, wird aus meinem Garten wirklich ein Stück beherrschtes Land, das auf Zeit der Wildnis entrissen und der Wirklichkeit meiner Kulturwelt einverleibt wurde.

Das Beispiel zeigt sehr schön, dass Kultur als herbeigeführte Übereinstimmung von Welt und Wirklichkeit zwar bestimmte, gewollte Erfahrungen erst ermöglicht, zum Beispiel das Betrachten einer Rosenblütenpracht, die nur durch den gekonnten, technisch perfekten Umgang mit Dünger, Hacke und Rosenschere möglich ist, andere Erfahrungen jedoch ausschließt und verhindert, so zum Beispiel das Durchqueren eines Dickichts aus Rosengestrüpp, Brennnesseln und Quecken. Kultur heißt immer, Ordnung in die Realität zu bringen, denn eine Wirklichkeit, die mit einer Kulturwelt zusammenpasst, ist eine geordnete Welt, die den Regeln gehorcht, die die Kultur ihr vorschreibt. Natürlich gehorcht die Realität auch in dieser kulturellen Wirklichkeit keinen Regeln.